



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die Dinge von reiner Höhe übersieht und zugleich ihrer Bewegung zum Ziele als Führer die Wege weist. Wohl dem Reiche, daß es solche Fürsten findet! —

*
*
*

Man erfährt nun, wie merkwürdig die Rede weiter wirkt auch bei Gegnern der darin vertretenen Sache. Die Ultramontanen im eignen Lande fechten sie bitter an. Natürlich! Es ist ja darin bloß von einem deutschen Standpunkte die Rede, und zwar mit heller, voller Begeisterung, von einem römischen aber so ganz und gar nicht, als gäbe es ihn gar nicht. Der Prinz hat sich gegen schmähliche Entstellungen in ultramontanen Blättern zu verwahren. Sein Vater aber, der Prinz-Regent Luitpold, hat sein volles Einverständnis mit dem Geiste der Rede erklären lassen. So ist denn das Ganze ein kleines, aber wertvolles Stück deutscher Geschichte in Baiern. Heil dem neu gewonnenen Baiern!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was uns not thut. Wir haben nun eine Verfassung, die Deutschland einigt, wir haben eine Reihe von Festungen, die seine Grenzen schützen, wir haben eine einheitliche Armee und Flotte, die auf eines Mannes, unsers Kaisers, Ruf, wie ein Mann dasteht; was uns nun noch fehlt, ist Regelung und Einheit unsrer Diplomatie im Verkehr mit fremden Mächten.

Nach dieser Richtung bedürfen wir einer Vereinfachung, insofern als das Ausland der offiziellen Handhaben zu viele hat, seinen Einfluß an allen möglichen Stellen in Deutschland zu üben und möglicherweise hie und da falsches Spiel zu treiben. Man wird zugestehen, daß es kein zweites Land der Erde giebt, das gleichzeitig ein halbes Duzend offizielle politische Vertreter fremder Mächte, und zwar ein und derselben Macht, aufzuweisen hätte wie Deutschland.

Auch haben wir in verschiednen Fällen, hauptsächlich 1870 gesehen, wie einer unsrer eifrigsten Gegner auf dem Wege seiner politischen Agenten, Gesandten, Botschafter und wie sie heißen mochten, im Herzen Deutschlands sein politisches Lager aufschlug und einfach that, als wäre er zu Hause.

In gegebenen Fällen können sich ähnliche Unzuträglichkeiten unter dem Deckmantel der Vertretung des Auslandes an Höfen zweiten und dritten Ranges in Deutschland erneuern, Zwietracht zwischen unsern deutschen Bundesfürsten säen und neue Wirren herbeiführen. Wir möchten daher auf die Tagesordnung öffentlicher Besprechung die Erörterung der Frage stellen, ob es nicht not thue, dem Gesandtenwesen in Deutschland außerhalb der Vertretung der Mächte bei dem Kaiser und seinen Räten in der einen oder andern Weise Grenzen zu ziehen.

Wir wissen, daß die Aufnahme dieser Frage in das öffentliche Gespräch einer Wiedereröffnung der deutschen Frage gleich kommen würde; wir wissen auch, daß im In- und Auslande eine solche Erörterung vielen Staub aufwirbeln und manche Gemüther in hellen Zorn versetzen würde. Über alle diese Bedenken hinweg halten wir es aber für richtig und notwendig, auch in unsern diplomatischen Beziehungen nach außen Schnitt und die allein zulässige vernünftige Form zu bringen.

Man soll uns deshalb nicht anklagen wollen, wir redeten dem Einheitsstaate das Wort. Wir bringen sogar nicht einmal etwas Neues, denn in verschiedenen deutschen Landtagen ist schon zu verschiedenen malen die Anregung gegeben worden, die fremden Gesandtschaften im Reiche aufzuheben und nur der allein zuständigen Stelle, dem Kaiser, zuzuweisen. Freilich betonte man bei diesen Anträgen nicht die hohe politische, sondern die niedrigere finanzielle Seite.

Wir selbst sind ein so friedliebendes Volk, und unser Kaiser ist ein so entschiedener, thatkräftiger Mann, daß es uns zu gönnen ist, etwas mehr Herr unsers Schicksals zu werden und festgeschlossen sprungrcif dazustehen, denn unsre Gegner sind in derselben Lage.

Eingekeilt zwischen zwei Nationen, die keine Ruhe halten können und stets über ihre Grenzen hinausschauen, sind wir es uns doppelt schuldig, vor allem unsern innern Frieden zu wahren und an der Verbrüderung unsrer deutschen Bundesfürsten und ihrer Stämme fortzuarbeiten. Zu diesem Vorhaben bedürfen wir keiner fremden Augen, die an Ort und Stelle die Zerstückung und Zerfleischung Deutschlands durch alle Jahrhunderte lang geplant haben und noch heute uns ein lüsteres Gesicht zeigen. Selbst der erbitterteste unsrer Gegner muß zugestehen, daß in diesen Worten tiefer Sinn und tiefe Berechtigung liegen, wenn man uns wenigstens dem Namen nach unter andre Nationen als Nation einreihen will. Ein Volk von Brüdern, das die ganze Welt wie einen Bruder betrachtet, gehört auf ein Eiland draußen im Meere, wo es keine Nachbarn giebt.

Wir gehen sogar soweit, zu behaupten, daß nicht eher in die Gemüther in Deutschland Ruhe und Friede, Ausgleichung und Vernunft einziehen werden, als hier nicht allein die diplomatische Vertretung des Auslandes nur in Berlin versammelt ist, sondern auch die Vertretung des Papstes in kirchlichen Angelegenheiten nur in der Nähe des deutschen Kaisers und seiner Räte Anker wirft, genau wie dies von Seiten der Kurie in andern Ländern geschieht; denn das Auftreten der Legaten Roms an allen Ecken und Enden Deutschlands setzt das Reich in großen Nachteil. Rom drangsalirt auch Deutschland hauptsächlich deswegen in so hervorragender Weise, weil es einmal seinen Angriff auf Baiern, einmal auf Baden, ein andermal auf Württemberg oder Preußen richtet und in dem Glauben ermutigt wird, das Deutsche Reich auf diese Weise womöglich moralisch aufrollen zu können.

Die deutsche Reichsregierung muß so zu sagen für den Miß stehen. Dafür muß sie alle Fäden nach außen, auch nach Rom hin, ausschließlich in den Händen haben. Und unser Kaiser ist gerecht, er schützt jede Glaubensgenossenschaft, er wird auch der katholischen Kirche ihre vollen Rechte im Staate einräumen. Freilich darf sie keine Miene machen, sich über den Staat stellen zu wollen, wie es der Ultramontanismus so oft versucht hat.

Wir wissen recht wohl, daß wir in diesen Ausführungen ein großes Wort sehr gelassen aussprechen und zunächst dem Tode durch die Spitze der Stahlfeder und der Zunge verfallen sind; uns hält aber der Gedanke aufrecht, daß Deutschland, das die Leuchte der Wissenschaft und der Künste andern Nationen voranträgt,

auch ein besseres Loß verdiene als in seinem eignen Hause ränkesüchtigen, ruhelosen Nachbarn zum Fangballe zu dienen; wir sind auch der festen Überzeugung, daß die Sicherstellung unsers Landes und das Burgeltungskommen der hohen Eigenschaften unsers Kaisers erst dann eine vollkommene Thatsache werden wird, wenn weniger fremde Einflüsse sich im Innern Deutschlands breit machen können, noch dazu, da in unserm eignen Fleisch und Blut laue Freunde und dicke Feinde des Deutschen Reiches lauern, ein Umstand, der leider die nationale Unfertigkeit unsers Staates erst recht darlegt.

In dem Mißverständnis und Haß, dem gegenwärtige Zeilen an vielen Stellen im Deutschen Reiche begegnen werden, unter den obwaltenden Umständen begegnen müssen, können wir ermessen, wie sehr wir eine wunde Stelle berühren, und welcher Selbstüberwindung es bedürfen wird, dieser zerfahrenen, zweifelhaften Elemente zur Sicherheit und zum Schutze des Vaterlandes Herr zu werden.

Hinsichtlich des Herrseins in unsrer eignen nationalen Behausung herrscht in Deutschland eine große Verwirrung der Begriffe, eine Gewohnheit des Sichgehens bei deutschen Bürgern und ganzen Staaten, und das Ausland beteiligt sich in einer Weise daran, daß ein ernstlicher Angriff, diesen Krebschaden zu beseitigen, mehr oder weniger Revolution oder Krieg bedeuten würde, so sehr würden sich die Geister und Gemüter dagegen auflehnen, reine, gesunde Wirtschaft machen zu lassen.

Aus uns heraus wird dieser Wandel auch nicht kommen, wir wollen nur darauf bedacht sein, bei Gelegenheit diesen nötigen Wechsel im Auge zu behalten und unter allen Umständen zu unserm Kaiser zu stehen. Ihn erkennen wir schon jetzt als den einzigen Sachwalter des Reiches nach außen, und sein Wille hat den Anschein, als ob er vielen Willen seinen Mann stehen würde.

Es würde uns lieb sein, wenn unsre Anschauung über das, was uns not thut, Anklang fände.



Litteratur

Martin Luther in Sprache und Dichtung. Von Dr. Albert Freybe, Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Gütersloh, Bertelsmann, 1889

Wie heutzutage Zeitungen nur zum allgeringsten Teile die geistige Arbeit des Redakteurs und seiner Mitarbeiter sind, sodaß man längst die Scheere und den Gummitopf als die wesentlichsten Abzeichen der Würde eines Redakteurs anzusehen sich gewöhnt hat, so entsteht auch ein gutes Teil der neu erscheinenden Bücher nicht aus selbständigen Studien ihrer Verfasser, sondern sie sind vielfach nichts weiter als mehr oder minder geschickte Verarbeitung der von andern gewonnenen Ergebnisse. Reichlich die Hälfte unsrer Bücherschreiber sind Wiederkäufer. Man muß es schon hoch anrechnen, wenn diese edeln „Schriftsteller“ andeuten, woher sie ihre Kenntnisse beziehen. Ein anschauliches Beispiel solcher Büchermacherei ist das Buch von Freybe über Luther. Wenn man kurz zuvor die Aufsätze Kluges (Von Luther bis Lessing) gelesen hat, kann man ganze Seiten als gute Bekannte überschlagen,